

Kerndisziplin der theoretischen Philosophie zu verabschieden.

Literatur

- Bach, Kent/Harnish, Robert M.: *Linguistic Communication and Speech Acts*. Cambridge, Mass. 1979.
- Bennett, Jonathan: *Linguistic Behaviour*. Cambridge 1976.
- Davidson, Donald: A Nice Derangement of Epitaphs. In: Richard E. Grandy/Richard Warner (Hg.): *Philosophical Grounds of Rationality: Intentions, Categories, Ends*. Oxford 1986, 156–174.
- Evans, Gareth/McDowell, John (Hg.): *Truth and Meaning*. Oxford 1976.
- Grice, Paul: Meaning [1957]. In: SWW, 213–223 [1989a].
 –: Utterer's Meaning, Sentence Meaning, and Word-meaning [1968]. In: SWW, 117–137 [1989b].
 –: Utterer's Meaning and Intentions [1969]. In: SWW, 86–116 [1989c].
 –: Meaning Revisited [1982]. In: SWW, 283–303 [1989d].
 –: Retrospective Epilogue. In: SWW, 339–385 [1989e].
 –: *Studies in the Way of Words*. Cambridge, Mass. 1989 [SWW].
- Harman, Gilbert H.: Stephen R. Schiffer: *Meaning*. In: *Journal of Philosophy* 71 (1974), 224–229.
- Kemmerling, Andreas: How Many Things Must a Speaker Intend / (Before He Is Said to Have Meant)? In: *Erkenntnis* 15 (1980), 333–341.
- Kripke, Saul: Speaker's Reference and Semantic Reference. In: *Midwest Studies in Philosophy* 2 (1977), 255–276
- Lewis, David, *Convention: A Philosophical Study*. Cambridge, Mass. 1969.
- Loar, Brian: *Mind and Meaning*. Cambridge 1981.
- Meggle, Georg: *Grundbegriffe der Kommunikation*. Berlin/New York 1981.
- Putnam, Hilary: *Mind, Language and Reality*. Cambridge 1975.
- von Savigny, Eike: *The Social Foundations of Meaning*. Berlin/New York 1988.
- Schiffer, Stephen: *Meaning*. Oxford 1972.
- : Intention-based Semantics. In: *Notre Dame Journal of Symbolic Logic* 23 (1982), 119–156.
- Searle, John: *Intentionality*. Cambridge 1983.
- Strawson, Peter F.: Intention and Convention in Speech Acts. In: *Philosophical Review* 73 (1964), 439–460.

Andreas Kemmerling

3 Radikale Übersetzung und radikale Interpretation

Die terminologischen Ausdrücke ›radikale Übersetzung‹ und ›radikale Interpretation‹ bezeichnen zwei miteinander verwandte Theorien der amerikanischen Sprachphilosophen Willard Van Orman Quine (1908–2000) und Donald Davidson (1917–2003). Die Theorien behandeln das Übersetzen und Interpretieren sprachlicher Äußerungen unter erschwerten Bedingungen und sollen neues Licht auf die Natur der sprachlichen Bedeutung und des Sprachverstehens werfen.

Radikale Übersetzung

Den Ausdruck »radical translation« hat Quine 1960 geprägt, um das Unternehmen der Erstübersetzung einer völlig fremden Sprache zu bezeichnen. Im zweiten Kapitel seines Hauptwerks *Word and Object* entwirft er dazu folgendes Gedankenexperiment: Ein Sprachforscher trifft in einem entlegenen Winkel der Erde auf einen Stamm, der eine ihm völlig unbekannte Sprache spricht. Die Eingeborenen haben bisher isoliert von anderen Kulturen gelebt, so dass ihre Sprache niemals in eine andere Sprache übersetzt worden ist. Auch sonst ist nichts über diesen Stamm bekannt. Dem Feldlinguisten stellt sich nun die Aufgabe, die Laute, die die Eingeborenen von sich geben, in Äußerungen seiner eigenen Sprache zu übersetzen. Gegenüber dem Normalfall des Übersetzens einer Äußerung oder eines Textes von einer Ursprungs- in eine Zielsprache gibt es hier eine zusätzliche Unbekannte, nämlich die Struktur der Ursprungssprache. Im Normalfall beherrscht ein Übersetzer die Ursprungssprache, es gibt Wörterbücher, Grammatiken, Sammlungen von Idiomen sowie bilinguale Sprecher, die er konsultieren kann. Dem radikalen Übersetzer steht nichts davon zur Verfügung. Er muss auf der Basis derselben Belege sowohl genügend Informationen über die fremde Sprache als auch die Bedeutung der jeweiligen Äußerungen ermitteln. Auch über die Überzeugungen, Wünsche und anderen Einstellungen, denen die Sprecher mit ihren Äußerungen Ausdruck verleihen, weiß er vorab nichts. Quines Gedankenexperiment ist ein Kunstgriff, durch den der hermeneutische Nullpunkt des Nichtverstehens fingiert werden soll.

Zur Mittelbeschränkung gehört auch die voraus-

gesetzte behavioristische Methodologie. Unter ›Sprache‹ versteht Quine einen »Komplex gegenwärtiger Dispositionen zu verbalem Verhalten, in dem sich die Sprecher derselben Sprache wohl oder übel aneinander angeglichen haben« (Quine 1980, 61). Auch die Aufgabe des radikalen Übersetzers beschreibt er in behavioristischer Manier: Sie bestehe darin, »aus den zu einem bestimmten Zeitpunkt beobachteten Reaktionen eines Menschen dessen derzeitige Sprache zu rekonstruieren. [...] Die einzigen objektiven Daten, nach denen er sich richten kann, sind die Kräfte, die er auf die Außenflächen des Eingeborenen einwirken sieht, sowie das beobachtbare, stimmliche und sonstige Verhalten des Eingeborenen« (ebd., 62). Mentale Einstellungen schreibt der Übersetzer den Sprechern nur so weit zu wie zur Erklärung ihres Verhaltens unbedingt erforderlich. Unerlässlich ist insbesondere, bestimmtes Sprachverhalten als Ausdruck von Zustimmung oder Ablehnung interpretieren zu können. Da assertorische Äußerungen auch unaufrichtig sein können, hat beobachtbares Sprachverhalten nicht mehr als Indizfunktion für die mentalen Einstellungen des Zustimmens und Ablehnens.

Wie bekommt der Feldlinguist einen Fuß in die Tür? Eine erste Frage betrifft die Wahl einer geeigneten Übersetzungseinheit. Man übersetzt ja nicht Sprachen als solche, sondern begrenzte Stücke einer Sprache: Wörter, Sätze, Äußerungen. Der Übersetzer geht von der Annahme aus, dass zwischen Äußerungen und außersprachlichen Gegebenheiten systematische Beziehungen bestehen. Gäbe es keine solchen Korrelationen, die er ausbeuten könnte, würde sein Unternehmen fehlschlagen. Diejenige sprachliche Einheit, die am besten auf solche Korrelationen hin untersuchbar ist, ist nach Quine der Satz. Diese Annahme entspricht dem Grundgedanken der *Semantik der Wahrheitsbedingungen* (s. Kap. V.A.3), den Wittgenstein so ausdrückt: »Einen Satz verstehen, heißt, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist« (Wittgenstein, Tract. 4.024). Ein Interpret muss nicht wissen, ob der Satz wahr ist, um ihn zu verstehen, aber er muss wissen, unter welchen Bedingungen er wahr wäre. Die Begründung des semantischen Primats des Satzes lässt sich zu der Überlegung verallgemeinern, dass Wörter nur mittelbar zu den Funktionen beitragen, denen die Sprache dient: »The phenomena to which we must turn are the extra-linguistic interests and activities that language serves, and these are served by words only in so far as the words are incorporated in (or happen to be) sentences« (Davidson 1984c, 127).

Die Auffassung, dass Sätze der primäre Speicher

von Bedeutung sind, ist eine Abkehr von vielen Sprachtheorien der philosophischen Tradition, die ihren methodischen Ausgang vom Einzelwort genommen haben. Die These vom semantischen Primat des Satzes mag befremdlich klingen, da Sätze schließlich aus Wörtern zusammengesetzt sind und die Bedeutungen von Sätzen in natürlichen Sprachen systematisch mit denen ihrer Bestandteile zusammenhängen. Die kompositionale Struktur der Sprache (s. u.) widerspricht aber einer wohlverstandenen These vom semantischen Primat des Satzes nicht. Der frühkindliche Spracherwerb zeigt, dass die meisten der aus nur einem Wort bestehenden Äußerungen logisch gesehen Sätze sind. Sagt das Kleinkind angesichts eines Hundes einsilbig »Hund«, so ist diese Äußerung als sog. Einwortsatz zu interpretieren. Eine angemessene Übersetzung ins Erwachsenendeutsch mag lauten: »Dort ist ein Hund« oder »Sieh mal, ein Hund!«. Im Spracherwerbsprozess zeigt sich der semantische Primat des Satzes nach Quine darin, dass »man Wörter nur lernt, indem man von ihren Rollen in bereits erlernten Sätzen abstrahiert« (Quine 1980, 101; vgl. Davidson 1984a, 22).

Der Feldlinguist wird deshalb zunächst auf Äußerungen seines Gewährsmanns achten, die er für wahrheitsfähige Aussagen hält. Aber nicht alle Arten von Aussagen sind gleich gut geeignet. Um einen Fuß in die Tür zu bekommen, wird er im ersten Schritt auf möglichst kurze Äußerungen achten, die sein Gewährsmann angesichts einer plötzlichen, auffälligen, begrenzten Änderung einer Situation macht, in der sich beide gemeinsam befinden. Außerdem muss es sich um Äußerungen handeln, denen man zustimmen kann, ohne über vorgängige Zusatzinformation zu verfügen. Quine nennt solche Äußerungen, denen alle kompetenten Sprecher einer Sprache aufgrund desselben öffentlich wahrnehmbaren Anlasses zustimmen können, *Beobachtungssätze* (*observation sentences*).

Eine brauchbare Situation wäre diese: Der Sprachforscher und sein Gewährsmann stehen nebeneinander und blicken schweigend in die Landschaft. Plötzlich hoppelt ein Kaninchen vorbei. Der Eingeborene sagt »Gavagai«. Der Feldlinguist notiert in der linken Spalte seines Notizbuchs »Gavagai« und in der rechten »Kaninchen« oder »Sieh da, ein Kaninchen«, und zwar »als vorläufige, in weiteren Fällen zu erprobende Übersetzung« (Quine 1980, 63). Zur weiteren Erprobung seiner Übersetzungshypothese kann er bei verschiedenen Gelegenheiten »Gavagai?« fragen und achtgeben, ob sein Gewährsmann zustimmt oder nicht. Leider weiß er noch nicht, ob zum Bei-

spiel seine Hebung der Stimme als Frage interpretiert wird und welche Äußerungen oder Gesten er als Zustimmung oder Ablehnung werten kann. Um dies herauszubekommen, schlägt Quine vor, Äußerungen des Gewährsmanns nachzusprechen. Wenn man dadurch regelmäßig dasselbe kurze Wort auslöst, liegt die Vermutung nahe, dass es die Bedeutung von »ja« hat.

Sobald das Verfahren des Hervorlockens zustimmender oder ablehnender Reaktionen (*prompted assent/dissent*) verlässlich funktioniert, ist es eine wichtige Erweiterung der behavioristischen Methodologie. Noam Chomsky hat Quine vorgehalten, dass Sprache als »Komplex gegenwärtiger Dispositionen zu verbalem Verhalten« (Quine 1980, 61) fehlbestimmt sei, da die Wahrscheinlichkeit, dass ein Sprecher im nächsten Augenblick eine Äußerung eines bestimmten Wortlauts macht, fast immer nahe Null sei. Es liegt auf der Hand, dass sich durch das Verfahren des Erheischens von Zustimmung in übersichtlichen Situationen die Wahrscheinlichkeit, dass eine bestimmte Äußerung fällt, erheblich steigern lässt.

Quine verwendet viel Mühe und Phantasie darauf, sich mögliche Komplikationen bei den ersten Schritten der radikalen Übersetzung auszumalen. Der Sprachforscher muss seine Übersetzungshypothesen zu verschiedenen Zeitpunkten und mit wechselnden Gewährsleuten überprüfen, um mögliche Störeinflüsse herauszufiltern. Eine Garantie dafür, dass ihm das gelungen ist, gibt es nicht. Da Quine Wissenschaft grundsätzlich als fehlbares Unternehmen ansieht, macht er davon nicht viel Aufhebens. So gehe es eben zu in der Wissenschaft: Man kann Vorkehrungen treffen, die Fehler und Irrtümer unwahrscheinlich machen; ausschließen kann man sie nicht.

Die nächste sprachliche Einheit, die sich zur Übersetzung anbietet, sind Äußerungen wie »Wo Rauch ist, da ist Feuer« oder »Wenn es schneit, ist es kalt«. Solche je zwei Beobachtungssätze verknüpfenden »beobachtungskategorischen« Sätze (*observation categoricals*) sind selbst keine Beobachtungssätze mehr, sondern »bleibende Sätze«: Ihr Wahrheitswert ist stabil, hängt also nicht von den Äußerungsumständen ab. Um eine Übersetzungshypothese für eine solche Äußerung zu überprüfen, »suchen wir uns in eine Situation zu bringen, in der die erste Komponente, »Es schneit«, beobachtbar erfüllt ist, und prüfen dann das Erfülltsein der zweiten« (Quine 2000, 118).

Dieses Verfahren wirft die Frage auf, auf welche Weise man den logischen Verknüpfungen auf die Spur kommt, also den Ausdrücken »und« (Konjunk-

tion), »nicht« (Negation), »oder« (Disjunktion) und »wenn, dann« (Implikation). Quines Antwort lautet, dass die logischen Verknüpfungen aus dem Satzzusammenhang heraus übersetzt werden. Stößt der radikale Übersetzer auf ein kurzes Wort, das jeden Beobachtungssatz, dem zuvor zugestimmt wurde, in einen verwandelt, der abgelehnt wird, so ist er auf die Negation gestoßen. Er hat ein behavioristisches Kriterium gefunden, das ihm das Recht gibt, das fragliche Wort mit »nicht« zu übersetzen. Die Bedeutung der logischen Partikeln ergibt sich also als Nebenprodukt der radikalen Übersetzung der Sätze, in denen sie vorkommen. Diese Auffassung ist naheliegend, denn ähnlich indirekt geht es beim gewöhnlichen Erstspracherwerb zu: Man bringt einem Kind nicht separat die Bedeutung der logischen Partikeln bei. Vielmehr lernt es durch Nachahmung und Korrektur, dass man beispielsweise Sätzen des Typs »p und q« nur zustimmt, wenn man sowohl p als auch q zustimmt. Wenn das Kind dies verinnerlicht hat, hat es die Rolle der Bedeutung der Konjunktion erlernt.

Woher weiß der Übersetzer, dass die zu übersetzende Sprache die logischen Verknüpfungen und die mit ihnen einhergehenden logischen Gesetze überhaupt enthält? Quines Antwort lautet, dass er dies *unterstellen muss*. Diese Unterstellung ist keine bloße Arbeitshypothese, da hier die Übersetzbarkeit der fremden Sprache überhaupt auf dem Spiel steht. Übersetzte man die Äußerungen eines Sprechers zum Beispiel so, dass sie eine große Zahl offener Widersprüche ausdrückten, dann würde es schwierig, dem Sprecher überhaupt bestimmte Überzeugungen zuzuschreiben. Quine führt zur Illustration an, dass es auch in der muttersprachlichen Verständigung vorkommt, dass jemand auf eine Frage mit »ja und nein« antwortet. Wir nähmen aber in einem solchen Fall an, dass »der in Frage gestellte Satz bei der Affirmation und Negation jeweils verschieden gemeint ist; wir nehmen lieber das an, als daß der andere so dumm wäre, dasselbe zu bejahen und zu verneinen« (Quine 1980, 114). Eine Äußerung, deren wörtliche Übersetzung den Satz vom Widerspruch verletzt, interpretieren wir wohlwollend, um diese Verletzung als scheinbare zu erweisen.

Im Fortgang des Unternehmens stellt sich die Aufgabe, von übersetzten Sätzen zu den Bedeutungen einzelner Wörter zu gelangen. Der Übersetzer muss sich plausible *analytische Hypothesen* ausdenken: Er sucht in den fremden Äußerungen nach wiederkehrenden Segmenten und versucht, funktionale Entsprechungen zwischen diesen Segmenten und Be-

standteilen der eigenen Sprache zu finden. Er gliedert also Äußerungen »in handlich kurze, wiederkehrende Teile« und setzt diese hypothetisch mit Wörtern seiner eigenen Sprache gleich (ebd., 129). Im fortgeschrittenen Stadium wird er solche Teile probeweise in verschiedene eigene Äußerungen einsetzen, um seine Übersetzungshypothese zu überprüfen. Auf diese Weise werden »Segmente von Beobachtungssätzen [...] zu Gegenstandsausdrücken« (Quine 2000, 118).

Unabhängige Belege zur Prüfung analytischer Hypothesen stehen dem radikalen Übersetzer dabei nicht zur Verfügung, da es keine direkten Korrelationen zwischen Einzelwörtern und außersprachlichen Reizen gibt. Ihm kommt aber erneut der Grenzfall des Einwortsatzes entgegen. Stößt er nämlich auf zwei Einwortsätze, denen der Sprecher unter genau denselben Bedingungen zustimmt, so haben beide Sätze dieselbe *Reizbedeutung*; sie sind *reizsynonym*. Wenn nun »(Dies ist ein) F« und »(Dies ist ein) G« reizsynonym sind, wird der Sprecher dem Satz »Alle F sind G, und umgekehrt« nach jedem beliebigen Reiz zustimmen. Sätze, bei denen dies der Fall ist, nennt Quine *reizanalytisch* (Quine 1980, 107). Auf diese Weise hat der Übersetzer behavioristische Nachfolgerbegriffe für die traditionellen Begriffe ›Synonymie« und ›Analytizität« (s. Kap. VI.1) gefunden.

Die These von der Unbestimmtheit der Übersetzung

Quines Gedankenexperiment der radikalen Übersetzung mündet in seine berühmte These von der *Unbestimmtheit der Übersetzung*. Die These besagt, dass auch das bestmögliche zweisprachige Übersetzungshandbuch in vielen Fällen nicht erlauben wird, begründet zwischen divergierenden Übersetzungen zu unterscheiden. Zwei radikale Übersetzer, die ihre Arbeit unabhängig voneinander erledigt haben, können mit miteinander unvereinbaren Handbüchern aus dem Dschungel zurückkommen, ohne dass einer von ihnen oder beide etwas falsch gemacht hätten. Was nicht miteinander übereinstimmt, sind die beiden Sammlungen analytischer Hypothesen, also der Eins-zu-eins-Gleichsetzungen von Segmenten der Dschungelsprache und Segmenten der Zielsprache. Die Unbestimmtheit »besteht darin, daß rivalisierende Systeme analytischer Hypothesen mit allen Rededispositionen innerhalb jeder der betreffenden Sprachen in Einklang stehen und in zahllosen Fällen dennoch zwei völlig disparate Übersetzungen erfor-

dern können [...], von denen jede durch das andere Übersetzungssystem ausgeschlossen würde« (Quine 1980, 138).

Beispielsweise könnte sich der Ausdruck »Gavagai« auf verschiedene Weise übersetzen lassen: nicht nur durch »Kaninchen«, sondern u. a. durch »Kaninchenstadium« oder »unabgetrennter Kaninchen teil«. Die empirischen Belege bestehen ja darin, dass die Einwortsätze »Gavagai« und »Kaninchen« regelmäßig angesichts desselben Reizes geäußert werden. Die beiden Einwort-Beobachtungssätze haben also dieselbe Reizbedeutung. Dieser Umstand lässt einen gewissen Spielraum hinsichtlich des Bezugsgegenstands des als Einzelwort aufgefassten Ausdrucks »Gavagai«. (Das Beispiel ist unglücklich, wie Quine später einräumt, weil es strenggenommen eine andere von ihm vertretene Unbestimmtheitstheorie illustriert, nämlich die der Unbestimmtheit der *Referenz*.) Auch Zeigen und Befragen hebt die Unbestimmtheit nicht auf: »Zeigt man auf ein Kaninchen, so hat man auch auf ein Kaninchenstadium, auf einen integralen Kaninchen teil, auf die Verschmelzung der Kaninchen sowie auf eine Manifestation der Kaninchenheit gezeigt« (ebd., 103).

Die Unbestimmtheitstheorie ist nur im Rahmen der behavioristischen Methodologie und der Quineschen *Bedeutungskepsis* verständlich. Natürlich bedeuten die Ausdrücke »Kaninchen« und »Kaninchenstadium« im Deutschen nicht dasselbe und es ist Sprechern allgemein möglich, sich darüber zu verständigen, was sie mit ihren Worten gemeint haben. Die Pointe von Quines Argumentation besteht aber darin, dass man die vermeintlichen Phänomene des Meinens und des Bedeutens nicht unkritisch voraussetzen könne, sondern sie auf weniger problematische Konzepte zurückführen müsse. Quines Bedeutungskepsis (auch ›Flucht vor den Intensionen‹) besagt, dass die Sprachphilosophie ohne das Postulieren von Bedeutungen im Sinne von Intensionen auszukommen habe; unerlässliche semantische Begriffe seien allein *Wahrheit* und *Bezugnahme*. Mit ihnen gelangt man zur *Extension* eines Ausdrucks, also zur Klasse der Gegenstände, auf die er zutrifft, ohne auf *Intensionen* rekurrieren zu müssen (zum Unterschied zwischen Intension und Extension s. Kap. V.A.1).

Die Unbestimmtheitstheorie fungiert bei Quine als *Argument* für die Bedeutungskepsis: Wenn sich im Zuge der radikalen Übersetzung herausstellt, dass das beobachtbare Sprachverhalten von Sprechern nicht ausreicht, um zwischen divergierenden Übersetzungen zu entscheiden, dann spricht dieser Um-

stand dafür, dass es bezüglich der verbleibenden Divergenzen kein *fact of the matter* gibt: Vermeintliche Bedeutungsunterschiede, die sich nicht im beobachtbaren Sprachverhalten niederschlagen, haben keinen Grund in der Sache. Worin die Unterschiede eigentlich bestehen sollen, ließe sich nur angeben, indem man auf ungeklärte – nach Quine: auf unklare und deshalb dubiose – semantische und mentalistische Begriffe zurückgreift. Bedeutungen und mentale Einstellungen haben nach Quine unklare Identitätsbedingungen, d. h. es lässt sich nicht in extensionalen Begriffen angeben, wann zwei Ausdrücke dasselbe bedeuten oder wenn zwei Überzeugungen denselben Inhalt haben.

Es ist wichtig zu sehen, dass in Quines Begründung der Bedeutungs skepsis die Mittelbeschränkung schon eingebaut ist. Als Überprüfungsverfahren gelten von vornherein nur solche, die ohne das Postulieren von Bedeutungen und allgemein ohne intensionale Begriffe auskommen. Kritiker haben Quine deshalb vorgeworfen, dass er für seine Bedeutungs skepsis kein von der Unbestimmtheits these unabhängiges Argument besitze. Es gibt hier eine Parallele zu Quines berühmter Kritik an der analytisch-synthetisch-Unterscheidung in »Zwei Dogmen des Empirismus« (1951), der entgegeng gehalten worden ist, dass Quine die Unterscheidung an einer von vornherein unmöglichen Aufgabe scheitern lasse: Man könne nicht eine *Bedeutungserklärung* von »analytisch« verlangen und jeden einzelnen Vorschlag mit dem Argument zurückweisen, dass er mit intensionalen Begriffen wie dem der Bedeutung oder der Synonymie operiere. Quines Standards für eine gelungene Erläuterung seien also nicht bloß unerfüllbar hoch, sondern paradox.

Wem die Mittelbeschränkung nicht einleuchtet, dem steht es frei, die Perspektive umzukehren und den Erkenntnisgewinn der These von der Übersetzungsunbestimmtheit darin zu erblicken, dass sie die Kosten oder die Grenzen des behavioristischen Ansatzes in der Sprachphilosophie ans Licht bringt. Unbestimmt bleiben nach Quine alle Übersetzungs- oder Bedeutungsunterschiede, die sich nicht in beobachtbarem Sprachverhalten niederschlagen. Sobald man den Sprechern erlaubt, in den *meta-sprachlichen* Diskurs zu wechseln und sich darüber auszutauschen, was sie mit ihren Äußerungen *meinen*, mögen Divergenzen ausräumbar sein, die für den radikalen Übersetzer nicht ausräumbar sind.

Als konstruktives Ziel der Theorie der radikalen Übersetzung kann man die Grundlegung einer ausgenücherten Bedeutungstheorie ansehen: Quine

möchte zeigen, dass eine wohlverstandene Semantik der Wahrheitsbedingungen mit den behavioristisch gereinigten Nachfolgerbegriffen der Bedeutung, der Bedeutungsgleichheit und der Analytizität auskommt, nämlich mit *Reizbedeutung*, *Reizsynonymie* und *Reizanalytizität*.

Das Prinzip der wohlwollenden Interpretation

Indem Quine den Feldlinguisten, wie beschrieben, nach Möglichkeit widerspruchsvermeidend übersetzen lässt, bezieht er sich auf das in der analytischen Philosophie erstmals 1959 von Neil Wilson formulierte »principle of charity«, das in der kontinentalen Hermeneutiktradition zahlreiche Vorläufer hat. Bei Quine besagt das Prinzip der karitativen oder wohlwollenden Interpretation, dass man bei der Übersetzung darauf achten sollte, dass die Aussagen des Sprechers sich als widerspruchsfrei und wahr erweisen. Quine setzt das Prinzip also ein, um zu *plausiblen* Übersetzungen zu gelangen:

»Die Übersetzungsmaxime, die all dem zugrunde liegt, ist, daß Behauptungen, die oberflächlich auffällig falsch sind, auf verborgenen Unterschieden der Sprache beruhen. [...] Die durchaus vernünftige Annahme, die hinter dieser Maxime steckt, ist, daß die Dummheit des Gesprächspartners über einen bestimmten Punkt hinaus weniger wahrscheinlich ist als eine schlechte Übersetzung [...]« (Quine 1980, 114f.).

Quines Formulierung, dass niemand »so dumm wäre, dasselbe zu bejahen und zu verneinen« (ebd., 114), erfordert ihrerseits eine wohlwollende Interpretation. Eine solche Äußerung wäre nicht nur dumm, sondern ließe sich schwerlich noch als Ausdruck einer Überzeugung eines bestimmten Inhalts ansehen. Wenn jemand etwas und zugleich das Gegenteil davon glaubte, welchen Inhalt sollte seine Überzeugung haben? Nach den Regeln der klassischen Logik lässt sich aus einem Widerspruch Beliebiges ableiten (*ex contradictione sequitur quodlibet*). Deshalb zeigt die Zuschreibung offen widersprüchlicher Überzeugungen in der Regel an, dass mit der Übersetzung etwas nicht stimmt. Aristoteles hat sogar die These vertreten, dass das Prinzip vom ausgeschlossenen Widerspruch schon in den Umständen eingebaut sei, dass man überhaupt etwas mit seinen Worten meint. Sofern Worte überhaupt etwas bezeichnen, bezeichnen sie Bestimmtes. Wenn sie Beliebiges oder unbegrenzt Vieles bezeichnen, wäre die Möglichkeit vernünftiger Rede, ja selbst die des

Denkens aufgehoben (vgl. Aristoteles, Met. IV 4, 1006b und XI 5, 1062a).

Quine hat das Prinzip der hermeneutischen Caritas auf die Übersetzung der logischen Verknüpfungen angewandt, wo es unverzichtbar ist. In den späteren Stadien der radikalen Übersetzung ändert das Prinzip seinen Charakter. Dort sinken Wahrheits- und Konsistenzunterstellungen zu widerrufbaren Hypothesen herab. Man probiert vorzugsweise Übersetzungen aus, die Wahrheit und Konsistenz maximieren, ist jedoch bereit, die Unterstellungen zurückzuziehen, wenn sich Gegenbelege türmen. Schließlich kommt es vor, dass Menschen Falsches oder versteckt Widersprüchliches glauben, und es ist nicht die Aufgabe des Übersetzers, tatsächlich bestehende Überzeugungsunterschiede zu verschleiern. »Eventually, of course, the linguist drops his initially indispensable assumption that natives tell the truth. He does not go on forever modifying his growing theory of the native language so as to accommodate each succeeding affirmation as true« (Quine 1970, 17).

Eine quasi-transzendente Begründung des Caritas-Prinzips findet sich bei Davidson, der sich an Quines Rede von der Unwahrscheinlichkeit der großen »Dummheit des Gesprächspartners« stößt. Nach Davidson beruht die methodische Maxime, auf eine Weise zu interpretieren, die Übereinstimmung optimiert, nicht auf »a charitable assumption about human intelligence that might turn out to be false«. Vielmehr gelte:

»If we cannot find a way to interpret the utterances and other behaviour of a creature as revealing a set of beliefs largely consistent and true by our standards, we have no reason to count that creature as rational, as having beliefs, or as saying anything« (Davidson 1984c, 137).

Bei oberflächlicher Lektüre läuft diese provokante Passage auf die ethnozentrische Behauptung hinaus, dass die Fremden entweder alles genauso sehen wie wir oder keine rationalen Wesen sind, ja nicht einmal Überzeugungen haben. Das klingt absurd, wenn man nicht in Rechnung stellt, dass die Pointe von Davidsons Überlegung gerade darin besteht, dass dieser Fall zwischen menschlichen Sprechern nicht eintreten kann. Der radikale Übersetzer kann nur dann korrekt übersetzt haben, wenn er den größten Teil der fremden Äußerungen so interpretiert, dass er sie als Ausdruck derjenigen Überzeugungen ansehen kann, die in der gegebenen Situation zu haben nach den Maßstäben des Interpretieren rational wäre. Ein hinreichend hoher Grad an Übereinstimmung ist

nach Davidson Voraussetzung dafür, Überzeugungen allererst zu *individuieren*, und damit auch eine Bedingung der Möglichkeit der Interpretation. Überzeugungen werden ja über ihre Inhalte individualisiert. Wenn nun eine Übersetzung oder Interpretation ergibt, dass einem Sprecher bizarre Überzeugungen über Kaninchen zugeschrieben werden müssen – wenn er zum Beispiel laut Übersetzung glaubt, dass Kaninchen große dickhäutige Tiere mit einem Rüssel sind –, dann haben wir keinen guten Grund zu der Annahme, dass seine Äußerungen von Kaninchen handeln, und sollten eine andere Übersetzung ausprobieren (vgl. mit einem anderen Beispiel Davidson 1984b, 100 f.). Je abwegigere Überzeugungen zu einem Redegegenstand die Interpretation ans Licht zu fördern scheint, desto wahrscheinlicher ist es, dass es sich überhaupt nicht um Überzeugungen über den fraglichen Gegenstand handelt, dass die Übersetzung also falsch ist und revidiert werden muss.

Freilich muss eine Übersetzung *begrenzte* Dissonance zwischen Sprecher und Interpret enthüllen können. Beispielsweise könnte einer der beiden einem kaninchenbezogenen Aberglauben anhängen. Auch wäre es eine schlechte Interpretation, einem Sprecher wahre Überzeugungen zuzuschreiben, die er in seiner epistemischen Position nicht haben kann. Wenn der Interpret weiß, dass der Sprecher bestimmte Tatsachen nicht kennt, darf er ihm deren Kenntnis nicht zuschreiben. Um aber Überzeugungsunterschiede allererst identifizieren zu können, müssen Interpret und Sprecher in unzähligen anderen Überzeugungen übereinstimmen. Der für Davidsons Begründung des Caritas-Prinzips entscheidende Punkt ist, dass »disagreement and agreement alike are intelligible only against a background of massive agreement« (Davidson 1984c, 137). Zusammenfassend:

»False beliefs tend to undermine the identification of the subject matter. [...] The more things a believer is right about, the sharper his errors are. Too much mistake simply blurs the focus. What makes interpretation possible, then, is the fact that we can dismiss a priori the chance of massive error« (Davidson 1984e, 168 f.).

Sowohl der genaue Inhalt als auch der Status des Caritas-Prinzips in Davidsons Interpretationstheorie sind Gegenstand anhaltender Debatten. Davidson hat über die Jahre etliche voneinander leicht abweichende Formulierungen des Prinzips und seiner Teilprinzipien gegeben. An dieser Stelle müssen einige Hinweise genügen (für einen genaueren Überblick vgl. Glüer 2011, 112–152 und Pagin 2013):

1) Dass das Prinzip auf die Zuschreibung möglichst vieler wahrer Überzeugungen abzielt, ist strenggenommen nicht richtig. Vielmehr schreibt der Interpret Überzeugungen zu, die *nach seiner eigenen Auffassung* wahr sind. Da der Interpret wie alle Sterblichen ein fehlbares Wesen ist, hat das Prinzip faktisch die Maximierung von *Übereinstimmung* zum Gegenstand, seien die übereinstimmenden Überzeugungen wahr oder falsch (vgl. Davidson 1984e, 169). Nun ist Davidson der Auffassung, dass die meisten für wahr gehaltenen Überzeugungen auch tatsächlich wahr sind. Dass es sich so verhält, folgt aber nicht aus dem Caritas-Prinzip, sondern aus antiskeptischen Argumenten, die Davidson auf die *externalistische* Auffassung des mentalen Gehalts stützt: Welchen Inhalt eine Überzeugung hat, hängt (auch) von Faktoren der physischen und sozialen Umgebung des Subjekts ab. Im Falle basaler Wahrnehmungserzeugungen gilt zum Beispiel, dass sie von denjenigen Gegenständen handeln, durch die sie im Normalfall verursacht werden: »What stands in the way of global skepticism of the senses is [...] the fact that we must [...] take the objects of a belief to be the causes of that belief« (Davidson 2001a, 151). Neben dem Externalismus sprechen auch Kohärenzüberlegungen gegen globale Skepsis. Überzeugungen treten nicht isoliert auf, sondern als geordnete Menge, deren Bestandteile in semantischen und logischen Beziehungen zueinander stehen. Zwar ist die Wahrheit keiner einzigen Überzeugung garantiert, aber »there is a presumption in favor of the truth of a belief that coheres with a significant mass of belief« (ebd., 138 f.) Davidson bringt an dieser Stelle die Fiktion eines allwissenden Interpreten ins Spiel, der *ex hypothesi* ausschließlich wahre Überzeugungen hat und für den es ebenfalls unmöglich sei, den Sprecher zu verstehen und ihm zugleich massive Irrtümer zuzuschreiben (vgl. ebd., 150 f.). Später wird die antiskeptische Funktion der Figur des allwissenden Interpreten durch die Idee der Triangulation abgelöst (s. u.).

2) Dass das Caritas-Prinzip auf das Maximieren von Übereinstimmung abziele, hat Davidson im Rückblick ein »confused ideal« genannt (Davidson 1984, xvii), wofür er mehrere Gründe angibt. Zum einen zielt das Interpretieren auf *Verstehen* ab, nicht auf möglichst große Übereinstimmung (ebd.). Außerdem sei es schwierig, Überzeugungen zu zählen und ihrer Menge nach zu vergleichen (vgl. Davidson 2001a, 138). Und schließlich gefährden nicht alle Überzeugungsunterschiede gleichermaßen den Interpretationserfolg. Es ist beispielsweise hinderli-

cher, in elementaren Wahrnehmungserzeugungen voneinander abzuweichen als in hochtheoretischen Überzeugungen. Eine genaue Formulierung des Caritas-Prinzips wird also das epistemische Gewicht der Überzeugungen einbeziehen müssen (vgl. schon Davidson 1984e, 169). Davidson spricht deshalb lieber vom *Optimieren* statt vom Maximieren von Übereinstimmung (ebd.). Eine Formulierung des Prinzips, die diese Überlegungen zusammenfasst, könnte lauten: »Charity requires the interpreter to choose the theory that scores highest on some scale (yet to be fully specified), summing the measures of these beliefs according to their varying epistemic weights« (Pagin 2013, 234).

3) Was den *Status* des Caritas-Prinzips betrifft, so erscheint die Auffassung am vernünftigsten, dass es sich um ein für das Verstehen insgesamt *konstitutives* Prinzip handelt, das in seiner Anwendung auf einzelne Äußerungen zugleich dazu beiträgt, die jeweils angemessenste Interpretation zu finden. »Charity is, in this respect, both a constraint and an enabling principle in all interpretation« (Malpas 2014, 3.3). Als konstitutives Prinzip kann es nicht falsch sein, seine Anwendung garantiert aber nicht die Korrektheit einzelner Interpretationen.

Radikale Interpretation

Während man unter ›Übersetzen‹ gemeinhin das Übertragen eines Textes einer Ursprungssprache in einen bedeutungsgleichen Text einer Zielsprache versteht, ist der Ausdruck ›Interpretieren‹ für Verstehens- und Deutungsprozesse im homophonen Fall reserviert. Interpretationsbedürftig können Äußerungen auch dann sein, wenn Sprecher und Interpret dieselbe natürliche Sprache sprechen.

Der von Davidson verwendete Ausdruck ›radikale Interpretation‹ ist erklärtermaßen Quine verpflichtet, die beiden Projekte weichen aber in einigen Hinsichten voneinander ab. Zum einen meint Davidson, dass die Erstellung eines zweisprachigen Übersetzungshandbuchs dem Verstehensaspekt des Interpretierens zu wenig Rechnung trägt. Zum Beispiel könnte jemand wissen, dass »It is snowing« eine Übersetzung von »Es schneit« ist, ohne die Sätze zu verstehen. Das Problem ist, dass »the method of translation leaves tacit and beyond the reach of theory what we need to know that allows us to interpret our own language« (Davidson 1984c, 130). Insbesondere enthüllt ein Übersetzungshandbuch zu wenig semantische Struktur: Es verschafft keinen Auf-

schluss darüber, wie das Verständnis von Äußerungen systematisch vom Verständnis ihrer Bestandteile abhängt (vgl. ebd.). Ferner teilt Davidson den strengen Behaviorismus und die Intensions skepsis Quines nicht, sondern weist auch den mentalen Einstellungen der Sprecher und Interpreten einen wesentlichen Ort in der Interpretationstheorie zu. Davon, dass Davidson das »principle of charity« umfassender einsetzt und anders begründet als Quine, war bereits die Rede.

Das zentrale Element der Interpretationstheorie Davidson ist eine wahrheitskonditionale Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen, eine Theorie, aus der alle Sätze der Form »S ist in L genau dann wahr, wenn p« folgen, wobei S für einen Satz der Objektsprache L und p für einen Satz der Metasprache steht, der unter den gleichen Bedingungen wahr ist wie S. Die einzelnen Einsetzungen in dieses Schema werden »W-Sätze« oder »W-Äquivalenzen« genannt. Anders als Alfred Tarski versucht Davidson sich aber nicht an einer Wahrheitsdefinition, da er »Wahrheit« wie schon Gottlob Frege für undefinierbar hält, sondern setzt umgekehrt Tarskis disquotationalen Wahrheitsbegriff voraus, um den Bedeutungs begriff zu explizieren (s. Kap. V.A.3). Unter einer Bedeutungstheorie versteht Davidson eine Theorie, deren Kenntnis einen Interpreten in die Lage versetzen würde, alle Äußerungen der fraglichen Sprache zu verstehen. Eine solche Theorie muss dem Umstand Rechnung tragen, dass sich in natürlichen Sprachen die Bedeutungen von Sätzen aus denen ihrer Bestandteile sowie aus syntaktischen Regeln ergeben oder, vorsichtiger ausgedrückt, systematisch mit diesen zusammenhängen. Gäbe es diese *Kompositionalität* der Sprache nicht, so wäre nicht erklärbar, wie Sprecher aufgrund der Beherrschung endlich vieler Regeln und eines endlichen Wortschatzes in der Lage sind, eine Unzahl zuvor nie gehörter Sätze zu produzieren und zu verstehen (s. Kap. VI.3).

Die Kompositionalität der Sprache bringt eine Auflage für die radikale Interpretation mit sich, die man das *holistic constraint* genannt hat: Die Theorie muss so übersetzen, dass *die Gesamtheit* der W-Sätze den Belegen Rechnung trägt (Davidson 1984c, 139). Diese Bedingung schränkt des Interpreten Freiheit ein, einzelne Äußerungen ohne Rücksicht auf Verluste so zu interpretieren, dass er dem Sprecher eine wahre Überzeugung zuschreiben kann. Jede Übersetzung eines Ausdrucks muss in Rechnung stellen, dass dieser Ausdruck auch in anderen Sätzen vorkommt. Später sagt Davidson sogar, dass die W-Äquivalenzen gesetzesartig seien und kontrafak-

tische Konditionale stützen müssten (vgl. Davidson 1984, xiv), was einer Verschärfung des *holistic constraint* gleichkommt und außerdem einer weiteren Abkehr von Quines Intensions skepsis.

Über den im engeren Sinn bedeutungstheoretischen Teil des Davidson-Projekts informiert das Kapitel »Wahrheitstheoretische Semantik« (Kap. V.A.3). Im interpretationstheoretischen Teil geht es um die Frage, wie der Interpret sich in den Besitz der *Belege* bringt, die ihm das Verständnis ermöglichen und die Bedeutungstheorie bestätigen.

»Radikal« heißt das Interpretieren, weil eine Theorie für denjenigen Fall gesucht ist, in dem der Interpret vorab weder die Bedeutungen der fremden Äußerungen noch die Überzeugungen und anderen mentalen Einstellungen der fremden Sprecher kennt. Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen dem, was jemand mit einer Äußerung *meint*, und dem, was er *für wahr hält*, aber der radikale Interpret ist mit dem methodischen Problem konfrontiert, dass keines der beiden Phänomene als unabhängiger Beleg für das andere fungieren kann (vgl. Davidson 1984d, 141–144). Aufgrund der »interdependence of belief and meaning« (Davidson 1984c, 134) hat er eine Rechnung mit zwei Unbekannten zu lösen. Die Äußerungsbedeutungen und die mentalen Einstellungen der Sprecher müssen simultan und in Abhängigkeit voneinander ermittelt werden. Dies ist nur durch die Anwendung des Caritas-Prinzips möglich.

An das Szenario des Quineschen Feldlinguisten knüpft Davidson auch deshalb nicht an, weil er annimmt, dass sich für die Verständigung zweier Sprecher derselben natürlichen Sprache ein strukturgleiches Problem stellt: »All understanding of the speech of another involves radical interpretation« (ebd., 125). Diese Pointierung erklärt sich daraus, dass nicht von vornherein klar ist, was es heißt und woran man erkennt, ob zwei Sprecher dieselbe Sprache sprechen (vgl. ebd.): »The problem of interpretation is domestic as well as foreign: it surfaces for speakers of the same language in the form of the question, how can it be determined that the language is the same?« (ebd.). Davidson assimiliert also das gewöhnliche Sprachverstehen an das Interpretieren und beide an das Übersetzen. Methodologisch gebe es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Interpretieren und Übersetzen, da sich ein Hörer auch im homophonen Fall niemals sicher sein könne, dass der Sprecher mit seiner Äußerung das meint, was er selbst mit einer gleichlautenden Äußerung meinen würde. In einem seiner späten Aufsätze behauptet Davidson dann bündig, dass keine zwei Sprecher jemals dieselbe

Sprache sprächen und dass es so etwas wie eine Sprache nicht gebe (vgl. Davidson 1986, 446). Diese Behauptung ist eine rhetorische Übertreibung, die der Plausibilisierung bedarf. Sprechen zwei Sprecher des Deutschen nicht dieselbe natürliche Sprache? Nun, beide sprechen deutsch, aber es sprechen nicht beide dasselbe Deutsch. Beispielsweise sprechen Teilnehmer einer sprachphilosophischen Konferenz einen *Soziolekt* des Deutschen, der sich unter anderem dadurch auszeichnet, dass er die Vokabel ›Soziolekt‹ enthält, ein Wort, das die Mehrheit der Sprecher des Deutschen nicht kennt. Zusätzlich spricht jeder einzelne Sprecher einen *Idiolekt* des Deutschen, eine höchst individuelle Variante der deutschen Gemeinsprache.

Davidson illustriert das Phänomen des Idiolekts am Phänomen der *Malapropismen*, sprachlicher Fehlleistungen halbgebildeter Sprecher, die an Stelle des korrekten Fremdwortes ein phonetisch ähnliches verwenden, nicht ahnend, dass sie etwas falsch gemacht haben. Beispiele bietet Frau Stöhr in Thomas Manns *Zauberberg*. Auch Interviews mit Fußballern sind eine Fundgrube für Malapropismen: »Das wird alles von den Medien hochsterilisiert« (Bruno Labbadia), »Wir sind eine gut intrigierte Truppe« (Lothar Matthäus), »Die Brasilianer sind alle technisch serviert« (Andreas Brehme).

Hans Castorp leidet, wenn Frau Stöhr zur Rede anhebt, aber sie wird stets verstanden. Wir sind schon im Alltag derart geübt Interpretieren, dass wir viele Fehler und idiolektale Abweichungen von der Sprachnorm nicht einmal bemerken, sondern stillschweigend korrigieren. Studierende der Sprachwissenschaft, die zum ersten Mal eine Transkription von gesprochener Sprache anfertigen müssen, sind in der Regel verblüfft. Mündliche Äußerungen auch kompetenter Sprecher enthalten eine Vielzahl mehr oder weniger gravierender Verstöße gegen Grammatik, Morphologie und Phonetik ihrer Muttersprache. Sie sind durchsetzt von Anakoluthen, Ellipsen, Antizipationen, Versprechern, Vertauschungen, Missgriffen in der Wortwahl etc. Selbst bei akademisch gebildeten Sprechern sind in frei formulierter gesprochener Sprache die syntaktisch korrekten Sätze in der Minderheit. Manche Abweichungen von der Sprachnorm geschehen auch absichtlich, beispielsweise Wortspiele, innovative Metaphern oder absichtliche Malapropismen (»zum Bleistift«).

Davidson bilanziert: Sofern man unter einer Sprache das versteht, was viele Philosophen und Linguisten darunter verstanden haben, nämlich ein klar umrissenes konventionelles Regelwerk, das Sprachbe-

nutzer erlernen und auf einzelne Fälle anwenden und dessen Befolgung zur erfolgreichen Kommunikation unerlässlich ist, gilt: »there is no such thing as a language« (Davidson 1986, 446). Freilich gebe es natürliche Sprachen, beispielsweise das Deutsche, das aber strenggenommen aus einer großen Menge von Privatsprachen, nämlich idiolektaler Varianten des Deutschen bestehe bzw. sich in ihnen realisiere (vgl. Davidson 1993a, 117). Die Vorstellung, dass gelingende Verständigung sich unter Rekurs auf konventionelle Regeln erklären ließe, müsse jedenfalls aufgegeben werden. Davidson geht es in seinen Überlegungen zur idiolektalen Sprachverwendung wohl gemerkt um die Rekonstruktion gelingender *Verständigung*, nicht um die lexikalische Bedeutung einzelner Wörter.

Sprecherabsichten, Kommunikations- erfolg und Triangulation

Erklärungsbedürftig ist, warum die erwähnten Regelverstöße und idiolektalen Eigenheiten so selten die Interpretation des Gesagten gemäß dem intendierten Sinn vereiteln. Da die Erklärung durch eine angeblich geteilte Sprache zu kurz greift, müssen wir unser Augenmerk auf die involvierten *Fähigkeiten* der Sprecher und Hörer richten. Davidsons Erklärung lautet in skizzenhafter Form wie folgt (vgl. Davidson 1986, 441–446):

Diesseits des Quineschen Szenarios des radikalen Übersetzers in der Fremde haben Interpreten stets bestimmte Erwartungen und Vorannahmen über das Sprachverhalten des Sprechers. Davidson nennt diese Annahmen die »Ausgangstheorie« des Interpretieren (*prior theory*). Sagt nun ein Sprecher etwas Irritierendes, unterläuft ihm beispielsweise ein Malapropismus, so veranlasst dies den Interpreten, seine Ausgangstheorie im Lichte des Gehörten und unter Anwendung des Caritas-Prinzips blitzschnell zu einer »Übergangstheorie« (*passing theory*) zu modifizieren, die den neuen Belegen Rechnung trägt und die Interpretation gemäß der Sprecherintention ermöglicht. Wollte man die prompte Interpretationsleistung des Hörers verbalisieren, so könnte sie lauten: »Aha, mit ›serviert‹ scheint er ›versiert‹ zu meinen«.

Während der Hörer erst im Zuge der Interpretation die Sprecherüberzeugungen ermittelt, muss der Sprecher sich nicht fragen, was er glaubt und welcher Überzeugung er mit seinen Worten Ausdruck verleihen will. Man kann diese Asymmetrie zwischen

Selbst- und Fremdzuschreibung so ausdrücken, dass der Sprecher eine hermeneutische Autorität bezüglich dessen hat, was ein Wort in seinem Mund bedeutet oder bedeuten soll (vgl. Davidson 2001b, 12 f.). Das gilt auch, wenn er das Wort absichtlich oder unabsichtlich in von der Sprachnorm abweichender Weise verwendet. Auch Frau Stöhr weiß im Normalfall, was sie sagen will, und sie meint mit ihren Worten das, was sie zu meinen beabsichtigt. Der Interpret hat das jeweils Gemeinte zu ermitteln und den Sprecher gemäß dessen Absicht zu interpretieren, auch wenn dieser wissentlich oder unwissentlich Regeln verletzt.

Was den Begriff der *Bedeutung* betrifft, so kehrt der späte Davidson in behutsamer Annäherung an die intentionalistische Semantik die Explikationsrichtung zwischen sprachlichen Konventionen und der erfolgreichen Übermittlung von Absichten um. Allgemein könne man den Begriff der Bedeutung nur vom Erfolgsfall der gelungenen Verständigung her erklären und diesen vom Verständnis der Sprecherabsichten her:

»Der Begriff der Bedeutung basiert vollständig auf Fällen erfolgreicher Kommunikation [...], in denen eine Person beabsichtigt, auf eine bestimmte Weise verstanden zu werden, und so verstanden wird. [...] Was sollen wir sagen, was der Sprecher meint, wenn wir uns vom Erfolgsfall entfernen? Ich denke, es gibt keine klare Antwort auf diese Frage« (Davidson 1993b, 166).

Davidson vertritt die Auffassung, dass die Bedeutung sprachlicher Äußerungen nichts ist, was man mithilfe von Wörterbüchern und Regelwerken ermitteln kann, sondern dasjenige, worin Sprecher und Hörer in gelungener Verständigung übereinstimmen. Er übernimmt von intentionalistischen Theorien den Gedanken, dass die Interpretation gemäß der Sprecherabsicht eine notwendige Bedingung für sprachliche Verständigung ist. Er übernimmt aber nicht den weitergehenden Gedanken, dass man Sprecherabsichten benutzen kann, um Bedeutung zu *definieren* (s. Kap. V.B.1). Und erst recht vertritt er nicht die These der einsinnigen Abhängigkeit der sprachlichen Bedeutung vom privaten Meinen, die man in Anlehnung an eine Figur in Lewis Carrolls *Alice im Wunderland* eine »Humpty Dumpty«-Theorie der Bedeutung nennt. Darunter wird die Auffassung verstanden, dass ein Sprecher seine Worte von Fall zu Fall bedeuten lassen kann, was ihm gerade beliebt.

Sehen wir genauer hin. Humpty Dumpty kann nur deshalb bedeutungsverleihende Absichten haben, weil er eine hermeneutische Autorität in Bezug auf das hat, was er seine Worte bedeuten lassen will.

Er weiß, was die Worte in seinem Mund bedeuten *sollen*. Dies aber kann er nur wissen, wenn er schon eine Sprache hat: ein hinreichend differenziertes symbolisches Ausdrucksmedium, in dem seine eigenen intentionalen Zustände in einer für ihn verständlichen Weise repräsentiert sind. Wittgensteins Diktum »Nur in einer Sprache kann ich etwas mit etwas meinen« (PU § 38) gilt auch für Humpty Dumpty. Während Wittgenstein aber unter einer Sprache eine öffentliche regelgeleitete Praxis versteht, veranschlagt Davidson die Rolle von Regeln geringer. Kreativer Sprachgebrauch, mit dem ein Sprecher die konventionellen Regeln einer Sprache verletzt, ist stets möglich, ohne dass der Sprecher uninterpretierbar würde. Die Wahrheit scheint in der Mitte zwischen einem konventionalistischen Regelbefolgungsmodell der Sprache und dem intentionalistischen Humpty Dumpty-Modell zu liegen. Genaue: Es muss etwas geben, was den wahren Kern beider Ideen bewahrt, die Extreme vermeidet und den Widerspruch zwischen ihnen als scheinbaren erweist.

Nach Davidson besteht die Lösung darin, dass der Sprecher neben der Absicht, etwas Bestimmtes mit seinen Worten zu meinen, noch eine weitere Absicht hat, nämlich die, gemäß seiner Absicht interpretiert zu werden. Ein kooperativer Sprecher möchte verstanden werden und weil er diese Absicht hat, gibt es für das, was er mit seinen Worten überhaupt meinen *kann*, Restriktionen. Wenn er nicht glaubt, dass seine privatsprachliche Äußerung die wundersame Kraft hat, dem Hörer Verständnis einzupflanzen, kann er dies auch nicht beabsichtigen. Die entscheidende, bei Davidson nur angedeutete Überlegung betrifft den Begriff der Absicht: Da man etwas, was man selbst für unmöglich hält, nicht beabsichtigen kann – das liegt im *Begriff* des Beabsichtigens –, muss der idiolektale Sprecher der Überzeugung sein, dass der Hörer in der Lage ist, das Gesagte gemäß der Sprecherabsicht zu interpretieren.

Eben dies ist bei kompetenten Sprachbenutzern der Fall: Wir verwenden eine paradoxe Formulierung, eine Ellipse, Ironie, einen Neologismus, eine Metapher genau dann, wenn wir annehmen, dass die Äußerung verstehbar ist, wenn wir also davon ausgehen dürfen, dass die Hörer im Besitz der Fähigkeiten und Mittel sind, das jeweils Gemeinte zu erschließen. Auch der Sprecher hat nämlich eine *prior theory*. Sie besteht in seinen Überzeugungen über die Ausgangstheorie des Interpretieren, also in dem, was er über des Interpretieren Erwartungen hinsichtlich seines, des Sprechers, Sprachgebrauch annimmt (vgl.

Davidson 1986, 442). Manchmal irrt sich der Sprecher in diesen Annahmen und überschätzt die Fähigkeiten des Interpretieren, manchmal hat er dem Interpretieren die für das Verständnis benötigten *clues* erst zu verschaffen, etwa durch Zusatzinformationen, Deixis, Ironiesignale etc. Bei alledem bleibt die Entwicklung einer *passing theory* eine nichttriviale Aufgabe, die auf Seiten des Interpretieren »wit, luck, and wisdom« erfordert (ebd., 446).

Wenn diese Skizze im Wesentlichen richtig ist, kann kreativer Sprachgebrauch bedeutungskonstitutiv sein, ohne dass man eine Humpty Dumpty-Theorie der Bedeutung akzeptieren müsste. Was ein Sprecher seine Worte bedeuten lassen kann, ist nicht beliebig. Die Restriktionen bestehen aber nicht in einem System verbindlicher Bedeutungskonventionen, sondern in der vom Sprecher zu gewährleistenden Interpretierbarkeit, für die von Fall zu Fall andere Bedingungen erfüllt sein müssen. Ein allgemeines Maß dafür, wie weit Idiolekte einander überlappen müssen, um Interpretierbarkeit zu gewährleisten, gibt es nicht. Jedenfalls bedarf es nach Davidson keines Rekurses auf Konventionen, um die Formierung der Sprecherabsichten und den Kommunikationserfolg zu erklären.

Wittgenstein fragt rhetorisch »Kann ich mit dem Wort ›bububu‹ meinen ›Wenn es nicht regnet, werde ich spazieren gehen?‹« (PU § 38). Dies scheint nicht ohne weiteres möglich. Die Erklärung dafür lautet aus Davidsons Sicht aber nicht, dass »bububu« nun einmal nicht die fragliche konventionelle Bedeutung hat, sondern dass der Sprecher nicht ohne weiteres *beabsichtigen* kann, mit »bububu« das Fragliche zu meinen. Es mögen sich Kontexte fingieren lassen, in denen er diese Absicht haben kann, deshalb ist die Einschränkung ›nicht ohne weiteres‹ am Platze. Die Bedingung, dass der Sprecher seine Äußerung für interpretierbar halten muss, wird leicht übersehen, was daran liegt, dass sie in die Absicht, einen Inhalt zu kommunizieren, schon eingebaut ist: Man kann nur beabsichtigen, was man für im Prinzip durch eigenes Zutun erreichbar hält (darin unterscheidet sich das Beabsichtigen vom Wünschen und vom Hoffen).

In Quines Szenario der radikalen Übersetzung fehlen übrigens die Sprecherabsichten, was es in einer wichtigen Hinsicht unvollständig macht und seine Erklärungskraft schwächt. Das Gedankenexperiment beschreibt Kommunikationssituationen, ist aber undialogisch konstruiert und verbleibt in der Beobachterperspektive: Der Feldlinguist versucht sich einen Reim auf die Äußerungen des Gewährsmanns zu machen, ohne einen Gedanken darauf zu

verschenden, dass es sich um Sprecher handelt, die kommunikative Absichten verfolgen und deren Gesprächsbeiträge plausiblerweise darauf zielen, verstanden zu werden. Bezieht man nun zusätzlich die Überzeugungen ein, die mit den Sprecherabsichten analytisch verbunden sind und die Sprecher einander wechselseitig unterstellen müssen, so ergibt sich schon in der vermeintlich einfach strukturierten Gavagai-Situation ein hermeneutisch komplexeres Bild als das von Quine gezeichnete.

Die zitierte Auffassung des späten Davidson, dass der Begriff der Bedeutung allein vom Erfolgsfall gelingender Verständigung her auf Fällen erfolgreicher Kommunikation basiere und allein von diesem Erfolgsfall her aufklärbar sei, lässt eine Frage offen: Was berechtigt zu der Unterstellung, dass Verständigungserfolg, also Interpretiertwerden gemäß der Sprecherabsicht, möglich und sogar häufig ist? Warum könnten nicht das Missverstehen, das Aneinander vorbeireden und das Einanderfremdbleiben der Normalfall sein, wie die frühromantische Antihermeneutik, die ethnolinguistische Inkommensurabilitätsthese und Derridas dekonstruktivistische Verstehensskepsis beredt versichern?

Die Antwort hängt mit dem wesentlich sozialen, öffentlichen Charakter der Sprache und der für die radikale Interpretation erforderlichen Belege zusammen. In dieser Auffassung weiß Davidson sich Quine verpflichtet: »Quine revolutionized our understanding of verbal communication by taking seriously the fact, obvious enough in itself, that there can be no more to meaning than an adequately equipped person can learn and observe« (Davidson 2005, 62). Davidson folgt Quine in der Auffassung, dass sprachliche Bedeutung nichts Privates sei, sondern auf öffentlich zugänglichen Tatsachen beruhe. Es gelte nämlich: »What no one can, in the nature of the case, figure out from the totality of relevant evidence cannot be part of meaning« (Davidson 1984 f, 235). Die Formulierung enthält eine starke Idealisierung: Da kein endliches Wesen über die *Gesamtheit* der bedeutungskonstitutiven Belege verfügt, bleibt genügend Raum für das Phänomen des Missverstehens gleichwohl bedeutungsvoller Äußerungen.

Der öffentliche Charakter der bedeutungskonstitutiven Belege und die Anwendung des Caritas-Prinzips reichen für sich genommen nicht aus, um Davidsons hermeneutischen Optimismus zu stützen. Hier kommen die Theoriestücke des *Externalismus* und der *Triangulation* ins Spiel. Von der externalistischen Auffassung, dass mentaler und semantischer Gehalt von Faktoren der Umgebung abhängen und

erfordern, dass der Sprecher in der richtigen Weise auf diese Faktoren bezogen ist, war bereits die Rede. Die geodätische Metapher der Triangulation drückt den erkenntnistheoretischen Gedanken aus, dass zwei Sprecher sich des gemeinsamen Gegenstandsbezugs dadurch versichern, dass beide die beim jeweils anderen wahrgenommenen Reaktionen auf Außenweltreize zu den eigenen in Beziehung setzen und in diesem Dreieck einen gemeinsamen Fluchtpunkt ausmachen, eben den Redegegenstand (vgl. Davidson 2001c). Für gelingende Interpretation ist wesentlich, dass der Interpret von seinem Standpunkt aus und in seiner Sprache diejenigen Gegenstände identifiziert, von denen der Sprecher spricht.

Schon bei Quine nimmt ja die radikale Übersetzung ihren Ausgang von Situationen, in denen Sprecher und Interpret sich auf einen Gegenstand im gemeinsamen Gesichtsfeld beziehen. Davidson verallgemeinert die Gavagai-Urszene zur Idee einer »geteilten Welt«. Sprachliche Bedeutung entsteht weder allein in der Interaktion zwischen Sprechern noch allein im Repräsentationsverhältnis zwischen Sprache und Welt, sondern in erfolgreicher Kommunikation *über* etwas, also in einem semantischen Dreieck von Sprecher, Interpret und Welt: »Communication begins where causes converge: your utterance means what mine does if belief in its truth is systematically caused by the same events and objects« (Davidson 2001a, 151).

Fazit

Die Theorien der radikalen Übersetzung und der radikalen Interpretation gehören zu den einflussreichsten sprachphilosophischen Theorien der zweiten Hälfte des 20. Jh.s. Mit dem Gedankenexperiment der Erstübersetzung einer völlig fremden Sprache hat Quine einen originellen Weg gefunden, Grundfragen der Bedeutungstheorie vom Ballast traditioneller Annahmen befreit neu zu stellen: Was ist überhaupt sprachliche Bedeutung, wie hängt sie mit außersprachlichen Reizen zusammen, auf die menschliche Tiere reagieren, welche Rolle sollte der Bedeutungsbegriff in der Sprachphilosophie spielen? Radikal an Quines Übersetzungstheorie sind nicht zuletzt seine Folgerungen. Sein Versuch, die Arbeit des Feldlinguisten im Dschungel möglichst voraussetzungsarm zu erklären, mündet in die These von der Übersetzungsunbestimmtheit und die Intensionskepsis. Diese Doktrinen sind in der Sprachphilosophie hochumstritten geblieben. Sich mit Quine

Rechenschaft darüber abzulegen, was ohne mentalistische Voraussetzungen erklärbar ist und was nicht, ist aber auch dann erkenntnisbefördernd, wenn man Quine in seiner empiristischen und behavioristischen Mittelbeschränkung nicht folgt.

Davidsons Theorie der radikalen Interpretation kommt das Verdienst zu, klassische hermeneutische Fragestellungen in eine allgemeine Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen zu integrieren und mit Mitteln der analytischen Philosophie zu bearbeiten: Was ist Verstehen? Welches Wissen benötigt ein Interpret? Wie hängt sprachliche Bedeutung mit Absichten zusammen? Welchen Anteil am Verständigungserfolg hat der Sprecher, welchen der Interpret, welchen sprachliche Regeln? Überdies zeigt Davidson die engen Verbindungen zwischen der Sprachphilosophie und benachbarten philosophischen Disziplinen auf, insbesondere der Erkenntnistheorie, der Philosophie des Geistes und der Handlungstheorie. Er zeichnet im Spätwerk ein komplexes Bild davon, wie es Wesen wie uns gelingt, sich in ihrem verbalen und nichtverbalen Handeln miteinander zu verständigen, indem sie sich durch die Ausübung wechselseitig voneinander abhängiger Fähigkeiten triangulierend auf eine gemeinsame, sprachlich erschlossene Welt beziehen.

Literatur

- Davidson, Donald: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 1984 (dt. *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt a. M. 1990).
- : Truth and Meaning [1967]. In: Ders. 1984, 17–36 [1984a].
 - : On Saying That [1968]. In: Ders. 1984, 93–108 [1984b].
 - : Radical Interpretation [1973]. In: Ders. 1984, 125–139 [1984c].
 - : Belief and the Basis of Meaning [1974]. In: Ders. 1984, 141–154 [1984d].
 - : Thought and Talk [1975]. In: Ders. 1984, 155–170 [1984e].
 - : The Inscrutability of Reference [1979]. In: Ders. 1984, 227–241 [1984f].
 - : Communication and Convention [1982]. In: Ders. 1984, 265–280 [1984g].
 - : A Nice Derangement of Epitaphs. In: Ernest Lepore (Hg.): *Truth and Interpretation. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Oxford 1986, 447–458.
 - : Reply to Kemmerling. In: Ralf Stoecker (Hg.): *Reflecting Davidson. Donald Davidson Responding to an International Forum of Philosophers*. Berlin/New York 1993a, 117–119.
 - : Bezüge und Übergänge. Ein Interview mit Donald Davidson. In: Kathrin Glüer: *Donald Davidson zur Einführung*. Hamburg 1993b, 153–176.

- : A Coherence Theory of Truth and Knowledge [1983]. In: Ders.: *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford 2001a, 137–157.
- : First Person Authority [1984]. In: Ders.: *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford 2001b, 3–14.
- : Epistemology Externalized [1990]. In: Ders.: *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford 2001c, 193–204.
- : Meaning, Truth and Evidence [1990]. In: Ders.: *Truth, Language and History*. Oxford 2005, 47–62.
- Gibson, Roger (Hg.): *The Cambridge Companion to Quine*. Cambridge, Mass. 2004.
- Glock, Hans-Johann: Radical Translation and Radical Interpretation. In: Ders.: *Quine and Davidson on Language, Thought and Reality*. Cambridge 2003, 166–199.
- Glüer, Kathrin: *Donald Davidson. A Short Introduction*. New York 2011.
- Hylton, Peter: *Quine*. New York 2007.
- Keil, Geert: *Quine*. Stuttgart 2011 (die Darstellung in den ersten beiden Abschnitten des vorliegenden Kapitels orientiert sich an den Seiten 37–51 und 66–76 dieses Buchs).
- Malpas, Jeff: Donald Davidson. *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Summer 2014 Edition), <http://plato.stanford.edu/archives/sum2014/entries/davidson/> (20. 5. 2015).
- Pagin, Peter: Radical Interpretation and the Principle of Charity. In: Ernest Lepore/Kirk Ludwig (Hg.): *A Companion to Donald Davidson*. Oxford 2013, 225–246.
- : Indeterminacy of Translation. In: Gilbert Harman/Ernest Lepore (Hg.): *A Companion to W. V. O. Quine*. Oxford 2014, 236–262.
- Quine, Willard Van Orman: Zwei Dogmen des Empirismus. In: Ders.: *Von einem logischen Standpunkt*. Frankfurt a.M. 1979, 27–50 (engl. 1951).
- : *Wort und Gegenstand*. Stuttgart 1980 (engl. 1960).
- : *Ontological Relativity and Other Essays*. New York 1969.
- : Philosophical Progress in Language Theory. In: *Metaphilosophy* 1 (1970), 2–19.
- : Three Indeterminacies. In: Robert Barrett/Roger F. Gibson (Hg.): *Perspectives on Quine*. Oxford 1990, 1–16.
- : Naturalismus – oder: Nicht über seine Verhältnisse leben [1995]. In: Geert Keil/Herbert Schnädelbach (Hg.): *Naturalismus. Philosophische Beiträge*. Frankfurt a. M. 2000, 113–127.
- Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt a. M. 1960 [Tract.].
- : *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a. M. 1971 [PU].

Geert Keil

4 Sprachverstehen

Dem Begriff des Sprachverstehens kommt innerhalb der Sprachphilosophie eine wichtige systematische Rolle zu. Dies liegt insbesondere an seinen engen Beziehungen zu zwei anderen zentralen Begriffen der Sprachphilosophie. Besonders augenfällig ist die enge Beziehung zum Begriff der sprachlichen Bedeutung: Einen sprachlichen Ausdruck zu verstehen, heißt, seine Bedeutung zu kennen. Ebenso bedeutsam ist die Beziehung zum Begriff der sprachlichen Kommunikation: Das Verstehen eines sprachlichen Ausdrucks leistet einen entscheidenden Beitrag dazu, als Sprecher oder Adressat an Episoden erfolgreicher Kommunikation teilhaben zu können, die mittels der Äußerung des sprachlichen Ausdrucks zustande kommen. Sprachverstehen bildet damit die begriffliche Schnittstelle zwischen dem schwer fassbaren Phänomen der sprachlichen Bedeutung einerseits und dem besser zugänglichen Phänomen der sprachlichen Kommunikation andererseits.

Der Begriff des Sprachverstehens bildet aber nicht nur eine wichtige begriffliche Schnittstelle *innerhalb* der Sprachphilosophie, sondern stellt gleichzeitig eine wichtige Schnittstelle zu anderen Teilbereichen der Philosophie – insbesondere der Erkenntnistheorie und der Philosophie des Geistes – sowie zu Psychologie und Kognitionswissenschaften dar. Die Verbindung zur Philosophie des Geistes und den Kognitionswissenschaften ergibt sich aus der Tatsache, dass es sich bei sprachlichem Verstehen offenkundig um eine Art von mentalem Zustand oder mentalem Prozess handelt; die Verbindung zur Erkenntnistheorie daraus, dass Sprachverstehen eine wichtige Rolle für den Erwerb von Wissen – inklusive Wissen durch das Zeugnis anderer – spielt (vgl. z. B. Longworth 2008; Fricker 2003). Entsprechend sind Theorien des Sprachverstehens mit der Herausforderung verbunden, theoretische Annahmen aus diesen verschiedenen Gebieten miteinander zu integrieren.

Unterscheidungen: Arten von sprachlichem Verstehen

Jede theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema Sprachverstehen muss Unterscheidungen treffen, um ihren Gegenstand genauer einzugrenzen. Dabei sind mindestens vier Dimensionen von Bedeutung.

- 1) Die erste Dimension betrifft den *Gegenstand*